

Renate Syed

# Der Spurlose

Die Morde von Hinterkaifeck

Novelle und Essay



Bild: Paul Bross

Die Novelle erhebt nicht den Anspruch, die Wahrheit zu beschreiben, sie ist vielmehr ein Gedankenspiel mit dem Wahrscheinlichen: So könnte es sich abgespielt haben. Es kann aber auch ganz anders gewesen sein.

Mein Dank gilt an erster Stelle Herrn Kriminalhauptkommissar a. D. Konrad Müller, dessen Vortrag über Hinterkaifeck der Ausgangspunkt meines Interesses war und Herrn Peter Leuschner, dessen Buch *Der Mordfall Hinterkaifeck. Spuren eines mysteriösen Verbrechens*, Hofstetten, Schloß 1997, meine erste Quelle darstellte. Weitere Quellen waren die Arbeit *Hinterkaifeck. Ein Mordfall und kein Ende. Projektabschlussbericht der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung und Rechtspflege in Bayern, Fachbereich Polizei*, Fürstenfeldbruck 2007, sowie Kurt K. Hiebers Filme „Hinterkaifeck. Auf den Spuren eines Mörders“, 1991, und „Der Fall Hinterkaifeck. Die wahre Geschichte hinter Tannöd“, 2009.

Die Seiten [www.hinterkaifeck.net](http://www.hinterkaifeck.net) und das „Hinterkaifeck-Wiki“ wurden ausgiebig benutzt, den Verfassern sei für die Auflistung unzähliger Fakten und Details gedankt; verwendet wurde nur das öffentlich zugängliche Angebot dieser Seiten ohne Registrierung und ohne Einsicht in oder Teilnahme an Foren, chats, blogs etc. Der Wikipedia-Artikel „Hinterkaifeck“ wurde ebenfalls verwendet und zitiert, ich danke auch seinen Verfassern.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Paul Bross, München, der mir bei der technischen Vorbereitung des Buches mit Rat und Tat geholfen hat. Herr Paul Bross besitzt das Recht an dem Bild, das die Fichte von Hinterkaifeck in Groß zeigt; die Aufnahme stammt vom 31.3.2012. Die Rechte an den anderen beiden Bildern hält die Autorin.



# Nebel

An der Fichte blieb er stehen und setzte den Rucksack ab. Er sah über das vertraute Land und lauschte dem Wind, der über die Lichtung fegte und durch das Geäst des Baumes fuhr. Nach langer Zeit war er am Ziel seiner Reise angekommen.

In dieser Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen rast die Wilde Jagd mit der Windsbraut über Wälder und Felder. Nach dem Mittagsläuten, so sagt man, steigen die unerlösten Seelen aus Fegefeuer und Gräbern und suchen ihre Hinterbliebenen heim, und geht an diesem Tag ein schneidiger Wind, sind die Seelen daran schuld. Es wurde dunkel und so packte er seinen Rucksack, warf ihn über die Schulter und machte sich auf, würdigte den Hof, für den er gekommen war, keines Blickes und ging querfeldein, bis er vor dem Wald stand, den man das Hexenholz nannte. Gab es den Hochsitz noch? Er ließ seine Taschenlampe leuchten. Ja, da stand er. Langsam ging er näher und lauschte, doch er hörte keinen Laut. Er rüttelte am Gestänge und prüfte die Sicherheit der Latten. Sie waren fest und er stieg vorsichtig hoch, die Pistole in der Hand. Der Hochsitz war leer.

Die meisten Menschen können einen Waldkauz nicht von einer Waldohreule oder einem Habichtskauz unterscheiden. Er konnte es. Es war ein Waldkauz, der auf einem Ast nahe der Brüstung des Hochsitzes flatterte und fauchte. Der Waldkauz spreizte die Flügel, fächerte sie zu weitem Rund, begann im Lichtschein der Lampe zu tanzen, hüpfte auf und nieder und zischte ihn an, sein Revier verteidigend. Ja, sagte er, ist schon gut, diesen Platz müssen wir teilen, du hast doch das ganze Hexenholz. Er kroch in den Hochsitz, wischte Äste und Erde zur Seite und stellte den Rucksack ab. Der Waldkauz scharrete, flappte mit den Flügeln und

duckte sich, als wolle er den Fremdling anspringen, dabei hatte er, der Mensch, das Hexenholz schon als Kind durchstreift und zu seinem Gebiet erklärt. Er lachte leise, öffnete den Rucksack, nahm zwei Decken heraus und machte die Taschenlampe aus. Ich hab die älteren Rechte, sagte er und der Waldkauz knappte mit dem Schnabel, öffnete seine Flügel und flog davon. Er breitete eine Decke auf die Bretter, legte sich nieder und hüllte sich in die zweite Decke. Die Pistole legte er griffbereit neben sich.

Er erwachte in aller Herrgottsfrühe, glaubte sich im Lager, fuhr hoch, erkannte, wo er war und blieb liegen, ohne sich zu rühren. Als er die Kälte nicht mehr ertrug, stand er auf und trat von einem Bein auf das andere. Nebel lag auf der Lichtung, hatte den Hof samt Scheune verschluckt und der Welt alle Farben genommen. Er sah sich um. Der Waldkauz hockte nach seinen nächtlichen Raubzügen wieder auf dem Ast des nahen Baumes, aufgeplustert, in sich versunken und kaum zu erkennen, denn sein graubraunes, weißlich gestreiftes Gefieder glich in Farben und Zeichnung der Borke. Er lachte. Der Waldkauz öffnete ein Auge und betrachtete ihn, hatte wohl verstanden, dass Angriff sinnlos war und die List der Feindvermeidung gewählt. In einem Buch hatte er gelesen, dass ein Waldkauz seinem Geburtsort ein Leben lang treu bleibt und Heimweh bekommt, sogar krank wird, wenn man ihn von seinem Ort vertreibt. Das hatte er gar nicht vor, der Waldkauz sollte dieses Plätzchen nur für eine kurze Weile mit ihm teilen. Doch der Waldkauz, Todesbote, Unglücksvogel, grimmte ihn an.

Hab mich gern, sagte er. Mit einem Kauz werd ich mich abgeben. Er schlug die Arme an den Leib, sprang auf und ab, wobei das morsche Holz unter seinen Füßen bebte, holte Brot, Wurst und Wasserflasche aus dem Rucksack, wickelte sich in seine Decke, aß und trank. Er zündete eine

Zigarette an, sog, bis ihm die Lungen brannten und ließ den Rauch aus der Nase strömen. Jede Zigarette war ein Genuss nach den Jahren des Mangels, in denen er zuschlagen musste, um an ein Quäntchen Tabak zu kommen. Er besah die Zigarette. Ein blaues Fähnchen kräuselte sich empor, teilte sich in zarte Bänder und verging, verborgenen Gesetzen folgend. Er stand auf und schaute zum Kauz, der ihn nun mit zwei wachsamen Augen besah. Mach, was du willst, aber störe mich nicht, schien der Kauz zu sagen. Ich störe dich nicht und werde tun, was ich muss, sagte er in Gedanken. Und ich bleibe nicht lange.

Tarnung war eine Kunst und Eulen waren Meister darin. Dort in der Fremde hatte er eine Schneeeule entdeckt, von der nichts zu sehen war als die Augen. Ruhende Augen, dann fliegende Augen. Und wie dieser Waldkauz die Farbe der Rinde trug, so ging auch er in Wald und Flur unter, hatte mit Bedacht tiefgrüne und dunkelbraune Kleidung gewählt. Ein Jäger, der Beute machen will, muss sich wie ein Tier verhalten. Unsichtbar sein, warten, anschleichen, fassen. Niemand würde ihn entdecken. Zumal nach all den Jahren niemand an seine Rückkehr glaubte.

Er hatte nicht umsonst so lange gewartet. Vergessen sollt ihr mich. Er griff in seinen Rucksack, holte die Schnapsflasche heraus, nahm einen Schluck und berührte, was er oft tat, wenn er trank, die Narbe. Er strich mit dem Finger über ihren Verlauf vom Mundwinkel zur Schläfe, schloss die Lider und schon stand ihm jener Tag vor Augen, als an der Feuerlinie ein Minensplitter seinem Vorgesetzten das Gesicht durchzog wie ein Schlachtmesser einen Batzen Schmalz. Der Mann riss die Arme hoch, öffnete sie, als flehe er den Himmel um Hilfe an und stürzte zu Boden, lag da mit ausgebreiteten Armen und Beinen, das Gesicht zerstört. *Wir sehen Leute ohne Mund, ohne Unterkiefer, ohne Gesicht.* Er lief zu dem Toten, nahm ihm die Marke, den Wehrpass und

das Soldbuch ab und steckte ihm seine Sachen in die Taschen. Marke, Pass und Buch seines toten Vorgesetzten nahm er an sich. Er handelte, ohne zu wissen warum, handelte weniger aus Überlegung als aus Zwang, als sei er der Gehilfe eines verborgenen Planes, der in ihm reifte, ohne dass er ihn verstand. An diesem Tag fielen Hunderte, in den mit Wasser gefüllten Schützengräben, wahren Gräbern, herrschten Wirrwarr und Getöse, es ging drunter und drüber, überall flogen Splitter, spritzte Schlick, rundum brodelte und rauchte es, sie waren blutverschmiert und schlammbeschudelt und konnten auf dem Feld weder Feind noch Freund erkennen, denn Gesichter, Leiber und Uniformen waren zerfetzt. Pfeifend flog etwas an seinem Kopf vorbei, ein Splitter schrammte seine Wange und er stürzte und kam auf dem Toten zu liegen, dem er alles genommen hatte. Er fühlte keinen Schmerz, nicht einmal Taubheit, wollte nur fort, fort. Er rappelte sich hoch, stand schwankend, hielt sich an etwas fest und sah, dass er auf Leibern stand, Tote waren überall, Halbtote und Halblebende, wer noch Beine hatte, floh, wer sich schleppen konnte, kroch, *wir sehen Menschen leben, denen der Schädel fehlt. Wir sehen Soldaten laufen, denen beide Füße weggefetzt sind, sie stolpern auf den splitternden Stümpfen bis zum nächsten Loch*, die Wilde Jagd war ein Fasching gegen dieses rasende Heer, der Hexentanz eine Kirchweih, über allem lag das Dröhnen der Geschütze, feindlicher und eigener, hing ein Nebel, der Sicht und Sinne erschlug, schwebte ein Pesthauch wie aus einem Beinhaus. Er griff sich an die Wange und seine Hand war voller Blut. *Die Augen sind entzündet, die Hände zerrissen, die Knie bluten, die Ellbogen sind zerschlagen.* Die Toten ließ man liegen, sie zerfielen in Schlamm und Wasser. So musste es an Allerseelen auf den Friedhöfen zugehen, wenn das Tor zu Hölle offen stand und die Untoten aus den Gräbern schwankten, wenn das Höllengesindel wütete, wie man es ihm als Kind erzählt hatte, um ihn das Fürchten zu lehren.

*Vergehen Wochen-Monate-Jahre? Es sind nur Tage.* Da rannten zwei Kameraden aus der Heimat heran und er breitete die Arme aus und flog wie getroffen in den Graben und stellte sich tot, auch dies war Teil des geheimen Planes, der ihn zu einem Handeln zwang, das Folgen haben sollte, denen er jetzt unterworfen war. Und während er dort lag und tot spielte, fuhr ein Hagel aus Erde, Stein und Eisen nieder und die Wilde Jagd riss ihn hoch, spießte ihn auf und nahm ihn mit. Er war tot.

Er stand auf und sah sich um. Nebelbänder durchzogen die Lichtung. Wenn der Nebel sich verzog, würde er bis zum Wald jenseits des Hofes sehen können. Doch dieser Hochsitz am Waldrand war, wenn der Nebel schwand, kein sicherer Ort, denn wenn er stand, war er von der Lichtung aus sichtbar. Jederzeit konnte ein Bauer oder Förster kommen, konnten üble Gesellen den Stand als Unterschlupf wählen, wie er es tat. Und morgen war Hubertustag, der Allerhasen, da streifen Jäger durch die Wälder. Er griff nach seiner Pistole und sah sich um, entdeckte aber keine Menschenseele. Dass es Menschen gab, zeigte nur der Rauch, der aus den Schornsteinen des Dorfes stieg, dessen Dächer er sehen konnte. Andererseits war er hier oben sicher, weil jeder, der ihm an den Kragen wollte, erst heraufsteigen musste. Er aber konnte im Notfall herunter springen oder den Feind gleich erschießen.

Als junger Mensch hatte er von diesem Hochsitz aus ein Sommergewitter beobachtet. Die Hitze schwand, es wurde kalt, die Wolken ballten sich, der Himmel über dem Dorf wurde dunkelblau, dann schwarz, ein Wind fuhr auf, die Tropfen klatschten auf die Erde und trommelten auf den Blättern und dann prasselte ein Regen nieder, als sei der Jüngste Tag gekommen. Er war herabgestiegen und hatte im Regen getanzt. Es schienen ihm hundert Jahre vergangen seit jenem Tag, dabei waren es gerade einmal zwölf oder

dreizehn. In diesem Meer aus Nebel, in dieser bitteren Kälte konnte er sich keinen Sommer, kein Licht, keine Wärme vorstellen. Jetzt hüpften die Krähen auf den Feldern, zerrissen mit ihrem Kreischen die Stille und stoben zum Himmel, den sie nicht erreichten. Niemand erreichte jemals Himmel oder Hölle, es gab weder Segen noch Strafe im Jenseits, denn es gab kein Jenseits und ihn träfe nicht einmal eine Strafe im Diesseits, denn niemand käme ihm auf die Spur. Es würde keine Spur geben.

Der Nebel zerriss und die Welt bekam Farben. Er sah aus dem Augenwinkel, dass der Hof Gestalt annahm und zu einem Bild wurde. Doch er wollte den Hof nicht mit schutzlosen Augen sehen, also holte er das Fernglas hervor, setzte es an die Augen und sah zum nördlichen Wald, einer graugrünen Wand vor bleichem Himmel. Er schwenkte das Glas nach Westen, wo die Fichte in sein Sichtfeld kam, betrachtete sie vom Stamm bis zur Krone, senkte das Glas und ließ es langsam nach Osten zu dem Fleck wandern, um dessentwillen er gekommen war. Der Hof lag inmitten kahler Felder. Früher ging die Haustüre zu dem nördlichen Weg, der in das östlich gelegene Dorf führte, doch seit dem Verlegen der Wasserleitungen war sie verriegelt. Der Hof zeigte nun dem Weg den Rücken und dem Dorf die Schulter und das Hofleben blieb Nachbarn und Wanderern verborgen, denn vor der nach Süden weisenden Haustür lagen nur Felder bis hin zum südlichen Hexenholz, in dem er lauerte. Er sah die Türen und Fenster, den Starenkoben am Stecken und drei eiserne Pfosten neben dem Stadel. Er ließ das Glas sinken und schloss die schmerzenden Augen. Er brauchte kein Fernglas um zu sehen, der Hof, den er so gut kannte, stand ihm klar vor Augen.

Die Wilde Jagd ließ ihn fallen. Er erwachte und lag verbunden in starrer Hülle wie ein Wickelkind und wusste nicht, wer er war. Die Brust schmerzte, wenn er atmete. Er

öffnete die Augen und sah nichts. War er blind? Er hob Arm und Hand unter Mühen und fühlte, dass ein Verband auf seinen Augen lag. Jemand berührte seinen Arm und er zuckte zusammen, jemand sagte etwas in fremder Sprache und es klang fern und dumpf, als habe er Wattekugeln in den Ohren. Er wollte sprechen, doch seine Zunge war ein Klumpen und sein Hals verschnürt. Er sog Luft ein, aber der Geruchssinn war fort. Er hörte Laute, doch sie kamen aus ihm selbst. Er wollte sehen und sprechen, hören und riechen, doch seine Sinne reichten nicht in die Welt, er war Gefangener seiner selbst und sein Kopf war eine Folterkammer, in der es knackte und rauschte. Wo war er? Was war geschehen? Er erinnerte es nicht. Er erinnerte nicht, wer er war. Er schlief wieder ein, erwachte und grübelte und da kehrte die Erinnerung zurück und er sah den Hof und die Veronika, sah sich selbst als ferne Gestalt, fand seinen Namen und erinnerte, wer er gewesen war, dass er in den Krieg gezogen und auf dem Schlachtfeld gefallen war. Er versuchte, den Bildern des Hofes und seiner Bewohner zu entfliehen, vergeblich, alles jemals dort Gesehene und Gespürte bekam Leben, das Treiben stand ihm bunt und lebendig vor Augen und mit inneren Sinnen sah er die Menschen, verstand, wer sie waren, was sie sagten und taten, konnte ihre Worte, Gesten und Blicke deuten und ihr Handeln begreifen. Und als er da lag, mit einem Jahrmarkt samt Geisterbahn und Gespenstern im Kopf, wollte er sterben, doch wie? Er konnte weder zur Pistole greifen noch von einem Turm springen. Da kam der Tod und lachte ihn an wie ein Freund, stieß ihm eine Sense in die Hand und deutete mit knöchernem Finger auf die Schießbudenfiguren. Es waren die Veronika, ihr Vater und ihre Mutter, sie standen da als Puppen, die ihn mit leeren Gesichtern besahen und, als er näher kam, mit Hass und Verachtung in den Augen. Und während er in seiner wilden Welt mit ihnen rang, sie niederwarf und stach, derweil der Leibhaftige lachte, kam aus dem Außen ein Schimmer und

das Trugbild des Jahrmarkts zersprang, die Puppen stürzten und zerschellten, seine Waffe fiel, jemand nahm ihm die Binden ab, es wurde Licht und er sah. Funken, Gleissen, Strahlen. Doch er erkannte die Welt nicht mehr, sie war zerfallen und schief zusammengesetzt und im Spiegel, den ihm eine Krankenschwester vorhielt, sah er einen Fremden mit gespaltenem Gesicht. Er lag und lag und sah ins Nichts. Gehör und Geruch kehrten zurück, er hörte das Geschrei derer, die am Wundbrand litten, und roch, erst wenig, bald stark, ihr Fleisch, und da erinnerte er das Geschehen in der Schlacht und seinen Sturz. Jemand, Feind oder Freund, musste ihn aufgehoben und in dieses Lazarett getragen haben. Er gewann die Sprache zurück und hielt den Seinen flüsternd lange Reden der Rache, ungehaltene Anklagen, vor allem der Veronika, doch wenn die Ärzte und Schwestern etwas sagten, stellte er sich taub und gab den Toren. Sie fragten ihn nach seinem Namen, doch er gab keine Antwort, sie hielten ihm den geraubten Ausweis vor die Nase und er nickte. Und kaum fielen die Binden, die ihn zusammenhielten, kaum stand er auf und wollte gehen, begann er an allen Ecken und Enden zu zittern. Es schüttelte und rüttelte ihn, er zappelte, ohne seine Glieder bändigen zu können und schlotterte wie ein Narr. Die Ärzte betrachteten ihn, wiegten die Köpfe, zuckten die Achseln, schickten ihn auf Urlaub und er ging davon ohne ein Wort, mit genähitem Gesicht, geflicktem Leib, fremden Papieren und üppigem Sold. Es gab viele Verschollene, Versprengte und Vergessene, da war es leicht, als ein Anderer unter die Lebenden zu fahren. Eine innere Stimme verbot ihm, sich daheim zu zeigen und sagte ihm, es sei besser, von Fremden verspottet zu werden als von den Eigenen. Monate hatte er verschlafen, nun taumelte er schlaflos durch die Nächte und verträumte die Tage, trieb sich wackelnd und schwankend und von den Menschen veracht in fremden Gegenden herum, wechselte die Städte öfter als seine Stiefel, erwarb eine neue Sprache und eine neue

Handschrift, stahl und raubte, las das erste Mal in seinem Leben Dramen, Romane und Gedichte, besuchte Kathedralen, Cafés und Opernhäuser, vergnügte sich in Theatern, Biergärten und Spielhöllen, lernte zu schweigen, zu hören, zu denken und die Gedanken der Menschen zu lesen. Sein Zittern wurde schwächer, bis nur ein Zucken blieb, das er bisweilen vergaß, das aber wiederkehrte, wenn er daran dachte. Er durchwanderte die Wälder, bis er in die Nähe der Heimat kam, hörte sich um und erfuhr, was auf dem Hof der Veronika geschehen war. Er geriet in Zorn, sann auf Rache und der verborgene Plan enthielt sich und wurde zum Wollen, doch die Zeit war noch nicht reif. Mit falschem Namen und erschwindeltem Dienstgrad kehrte er nach Monaten, das Zucken war verschwunden, die Narbe, die sein Gesicht durchfurchte, verheilt, in das Feld zurück. Dort trugen sie keine Pickelhauben mehr, sondern Stahlhelme und die Front verschob sich nicht mehr, sondern stand. Er hatte Glück und wurde an einen fernen Frontabschnitt versetzt, wo ihn niemand kannte. Der er gewesen war, galt als gefallen und wenn er es bedachte, war er es. Sein altes Ich war in tausend Teile zersprungen und er war, zusammengeflickt, ein anderer Mensch geworden. Er hatte das Fürchten verlernt und begann für die Tat, die er plante, zu üben und lernte zu tun, was er tun musste, auch wenn er glaubte, es sei unmöglich. Wer war er? Niemand.

Er gab Wursthaut, Krümel, Zigarettenstummel und Papier in seinen Rucksack und nahm einen Schluck aus der Flasche. Früher hatte er Gerüche kaum beachtet, jetzt witterte er die Welt wie ein Tier, und jeder Mensch, jedes Ding, jeder Fleck trug eine Marke aus Wohlgeruch oder Gestank. Jetzt roch er die Wursthaut und den Zigarettenrauch und wenn er die Nase hob, das Harz. Er stand auf und sah in das Hexenholz hinein, hinter dem, nicht sichtbar, zu linker Hand das Gehöft lag, auf dem seine

Wiege stand. Auch dort glaubten sie, er sei fürs Vaterland gefallen. Die Heimat war auf immer verloren, sei's drum. Um die Mutter tat es ihm Leid, die Gute.

Er hatte damals an alles gedacht und dem Gefallenen, dessen Namen er danach trug, das Bild der Veronika in die Tasche geschoben, das Bild, das er allabendlich ansah. Vergiss nicht, was sie dir angetan hat. Er hatte auch jetzt an alles gedacht. Er trug zwei Nummern zu große Stiefel, die er mit Zeitungspapier ausgestopft hatte und vier Paar Socken, denn so dumm, jene Stiefel zu tragen, die seine Füße umhüllten wie eine zweite Haut, war er nicht. Am Ende der Welt hatte er viel gelernt, auch, dass Füße in Eis und Nässe schwollen und man ausgestopfte Riesenstiefel tragen muss, damit die Zehen nicht erfrieren.

Er stieg vom Hochsitz, verbarg sich am Waldrand und sah zum Hof der Veronika. Der war ein Schatten, wieder vom Nebel verhüllt. Wenn der Nebel kriecht, schleichen die Nebelfrauen mit dem Irrlicht umher und greifen nach dir, spürst du es? Die Mutter erzählte ihm Gruselgeschichten, weil er ein böser Bub war. Die Nebelfrau packt dich, nimmt dich mit ins Nebelland, weil du nicht folgst, sagte die Mutter. Er spürte noch jetzt, wie ihn grauste, wenn er von der Schule durch den Nebel nach Hause schlich, die Mütze ins Gesicht gezogen. Ich sehe nichts, da ist nichts, da ist nichts. Doch da, da kam ein Irrlicht ... Vom Entsetzen gepackt lief er davon, doch das Irrlicht holte ihn ein und packte ihn mit rohen Händen. Es war, im Niederstürzen hörte er das Kichern, der Bruder, der ihn stieß und kitzelte, eine Lampe in der Hand. Er wand sich am Boden, machte seine Hosen nass und der Bruder lachte, dass der Wald hallte und die Vogelscheuche schepperte, und am Abendtisch lachten die Brüder, die Magd und der Knecht, und selbst die Katze auf der Ofenbank lachte von Ohr zu Ohr. Jenes Gehöft hinter

dem Wald würde er vielleicht nie mehr sehen. Das war der Preis. Vielleicht.

Allerseelen stehen die Pforten zur Anderswelt offen. Es ist der Freigang der unerlösten Seelen und die Zeit der Rückkehr der Toten. Die Menschen waren nach dem Gang zum Friedhof, wo sie an den mit Lichern und Seelenbrot geschmückten Gräbern auf Knien für die armen Seelen gebetet hatten, in ihre Häuser und Höfe gehastet und hatten Türen und Läden verrammelt. Die armen Seelen, die auf ewig und drei Tage im Fegefeuer lodern und für ein Weilchen vom Feuer verschnaufen dürfen, kommen als Vöglein und Kröten daher, hocken auf Gräbern und Marterln, irren umher und folgen ihren Lieben. Er glaubte weder an Seelen noch an den Himmel, er hatte das Fegefeuer auf Erden erlebt, sie aber glaubten, die Verstorbenen seien so nah, dass man sie spüren könne. Würden sie ihn spüren? Für sie war er ein Toter, dessen sie gedenken sollten. Gedachten sie seiner?

Er griff in seinen Rucksack. Da war sie, glatt und kalt. Er ließ die Pistole, wo sie war und nahm das Paket mit den Handschuhen aus dem Rucksack. Es waren Damenhandschuhe. Nur sie waren weich genug, Männerhandschuhe waren für sein Vorhaben zu grob, er hatte alle probiert. Am besten waren die teuren Rehledernen, da sie anlagen, geschmeidig waren und nicht rieben. Diese rehledernen Handschuhe, er fuhr hinein, waren eng und so schnitt er sie mit seinem Kriegsmesser am Handgelenk ein und trennte die Nähte der Finger nahe der Handfläche ein wenig auf. Hauptsache, seine Fingerkuppen steckten drin. Er hatte gelesen, dass man Menschen an ihren Fingerabdrücken erkennen könne. Er würde keinen Abdruck hinterlassen, nirgendwo in Hochsitz oder Hof. Er hatte zwanzig Paare dieser sündteuren Handschuhe, das Feinste vom Feinen, geschmeidig und fest

zugleich, am Marienplatz zu München erstanden, rehlederne, schweinsleerde und juchtene Handschuhe in vielerlei Farben. Für die Frau Gemahlin? fragte die Verkäuferin und lächelte, als sie die Handschuhe in rotseidentes Papier wickelte und in einen goldenen Karton gab. Ja, sagte er ohne zu lächeln, für die Frau Gemahlin.

Bei Tageslicht durfte er sich dem Hof nicht nähern, also ging er zurück zum Hochsitz, stieg hinauf und sah zu dem Ast, auf dem der Waldkauz döste. Friedlich sah der Waldkauz aus, doch er wusste es besser. Die Eule ist der Eulen Feind, der Uhu frisst den Waldkauz, der Waldkauz den Sperlingskauz, und gibt es Mäusemangel, fressen die großen Nestlinge die kleinen, denn Hunger und Gier sind nicht nur bei den Menschen, unter denen die Starken die Schwachen vernichten, stärker als Sippschaft und Treue. Der Mensch ist unberechenbar und jeder ist zu allem fähig, das hatte er auf dem Hof der Veronika erahnt, im Krieg gespürt, im Lazarett verstanden und in Schlachten geübt. Es gibt das Gute, doch es ist selten, eher Zufall oder Dummheit als menschlicher Wille, und gut sind die Menschen höchstens, wenn sie satt und zufrieden sind. Doch geht's um Geld und Güter, gibt es Mangel und Not, dann haut der Bruder auf die Schwester ein, das Weib auf den Mann, der Freund auf den Freund. Traue keinem, sei immer auf der Hut und halte dich fern von den Menschen, wenn du Seelenfrieden willst. Als höre er seine Gedanken, öffnete der Waldkauz ein Auge. Du hast nichts zu fürchten, sagte er, du nicht. Es musste eine Käuzin sein, denn Weibchen sind etwas größer. Ihr Eulen seid nicht treu, sagte er, ihr wechselt eure Partner und habt mehrere Liebschaften gleichzeitig, und du, das Weibchen, bist streitlustig und hackst auf das Männchen ein, das du nur in der Brut duldest, wenn es für dich und deine Nestlinge Futter heranschleppen muss, ohne etwas zu bekommen. Die Käuzin beäugte ihn. Ja, sagte er, unter den Menschen ist es

nicht anders und ich bin ein armseliger Kauz gewesen, der sich von seinem Weib hat beuteln lassen.

Es wurde dunkel. Die Käuzin schüttelte sich den Schlaf aus den Federn. Auch er stand auf, streckte sich, stieg vom Hochsitz und lief los. Er pirschte in weitem Bogen zur Rückseite des Hofes, schaute, ob niemand des Weges kam, sei es vom Dorf oder von der Fichte, stieg über den Zaun, der aus morschen Pfosten bestand, und horchte. Alles war still. Er kroch an der Wand entlang und lugte in die dunkle Küche. Niemand war zu sehen. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe hinein. Alles war geordnet. An Allerseelen darf kein Messer auf dem Tisch liegen, kein Besen an der Wand lehnen, keine Hose und kein Laken herumhängen, denn die armen Seelen verheddern sich in Laken und verheddern sich in Hosen, stolpern über Besen, stoßen sich an Messern, werden zornig, verbergen sich in Ecken und rächen sich an den Lebenden. Die ewige Angst der Lebenden vor den Toten ging um, ganz zu Recht. Und wer nicht dran glaubt, Vroni, den trifft es umso ärger.

Er ging ans Haus zum Fensterln, aber anders, als es Sitte ist. Die Fensterläden der Mägdekammer, die er so gut kannte, waren geschlossen. Er musste erkunden, ob sie Knecht oder Magd hatten. Das würde sein Vorhaben erschweren, aber nicht verhindern. Hörte er da ein Bellen, nicht allzu fern? Er musste herausfinden, ob es einen Hund gab und wo er angeleint war. Damals hatten sie einen alten, klapprigen Hund, den sie jede Nacht im Stall einspererten, doch der konnte nicht mehr am Leben sein. Er lief geduckt zum Fenster der Wohnstube, deren Vorhänge einen Spalt offen standen und spähte hinein. Da waren sie. Der Bauer hockte am Tisch, die Bäuerin saß in der Ecke, über das Gebetbuch gebeugt, einen Rosenkranz in der Hand. Er huschte an der Haustür vorbei, auf der oben mit Kreide 19C+M+B21 stand, mit einem Kreuz über dem M, er ahnte

es mehr als er es sah. Wer hatte es geschrieben? Der Pfarrer? Die Sternensinger? Der Bauer selbst? Er kroch auf den Kellerbau unter den Fenstern der Stube der Veronika. Durch die Ritzen der geschlossenen Läden glomm Licht. Er lauschte und legte das Ohr an den Laden, doch alles war still. An Allerseelen schlägt man keine Tür, man könnte eine arme Seele quetschen, denn gern verbergen sich die armen Seelen zwischen Tür und Angel. Die Schwelle ist ein gefährlicher Ort, besonders an Allerseelen. Man schreit nicht, man könnte eine arme Seele erschrecken, lässt den Ofen kalt, die arme Seele könnte sich dran verbrennen und Rache üben. Wer einer armen Seele Leid zugefügt hat, muss sie mit sich schleppen, solange er lebt, denn die Toten geben keine Ruhe. Noch hat die arme Seele Ruh, doch nicht mehr lang, Veronika.

Es roch nach Schnee und er sah zum Himmel. Im Schnee würde er Spuren hinterlassen. Nun, es würde sich fügen. Kaum hatte er an den Schnee gedacht, fielen die ersten Flocken. Wie Blütenblätter schwebend und von leichtem Hauch gehoben, tanzten sie über seinem Kopf, als sei es noch nicht ihre Zeit zum Fall. Er ging zum Waldrand, breitete eine Zeitung aus, setzte sich darauf, zündete eine Zigarette an und sah auf den Hof. Es war kalt, doch er hatte Ärgeres erlitten. So gesehen, waren Krieg und Gefangenschaft eine gute Schule. Hier gab es keinen Stacheldraht, er hatte zu essen, konnte kommen und gehen, wie er wollte, er konnte das, was er plante, tun oder lassen, keiner ahnte, dass es ihn gab, was wollte er mehr. Er hatte die kalte Jahreszeit mit ihren langen Nächten mit Bedacht gewählt, denn Schnee und Kälte, frühe Dunkelheit und Gebet hielten die Leute im Haus. Sie saßen in den Stuben, bekamen keinen Besuch, und Knecht und Magd, wenn es sie gab, waren fort, um erst nach Dreikönig wiederzukehren.

Die Veronika. Berühmt war sie wegen ihrer Stimme, ihrer Schönheit und ihres Stolzes. Er hatte ihren Gesang in der Kirche gehört und bewundert. Er hatte ihre Schönheit bestaunt. Vor acht Jahren traf er sie bei einem Besuch im Wirtshaus. Sie lachte ihn mit ihren Perlenzähnen an, ließ sich zum Tanz bitten, wirbelte ihn umher wie der Wind diese Schneeflocke, umfing und drückte ihn, ihn, dieses Nichts, diesen Bauernburschen, der nach nichts aussah, nichts war und nichts konnte, er glaubte es kaum. Sie scherzte und lachte mit zurückgeworfenem Kopf und zeigte ihren Hals, der so weiß war, dass man glaubte, das Bier rinnen zu sehen, wenn sie trank. Sie nahm ihn an der Hand und sie sprangen durch die Nacht bis zu ihrem Hof, es war Vollmond, er erinnerte es genau. Sie führte ihn durch das Scheunentor in die Tenne, legte sich hin und hob ihren Rock und er glitt nieder, legte sich zu ihr und vergrub seinen Kopf an ihrem Hals, wo es nach Milch und Mandeln roch. Er war ein Tölpel und obwohl schon fünfundzwanzig Jahre alt, hatte es nur mit der Magd Kreszenz getrieben, im Dunkeln und hastig, aus Angst vor dem Vater. Fünfmal geschah es mit der Veronika, nach dem ersten Mal noch zweimal in der Tenne und zweimal im Hexenholz.

Die Magd. Die Zerrupfte, die gute Haut, Kreszenz hieß sie, war ein braves Mädchen, das ihn bemutterte und seinem Vater Widerworte gab. Sie hatten es beide schwer unter dem strengen Vater, der die Kreszenz eine Henne nannte und ihn einen unnützen Buben. Sie tröstete ihn und ließ sich von ihm trösten. Jammernd lagen sie im Stroh, bald Arm in Arm, bald Wange an Wange, du bist ein recht armer Hund, sagte sie, und du eine arme Sau, sagte er, und da schnieften und lachten sie, rollten im Stroh wie die Welpen und katzbalgten und es kam, wie es immer kommt. Die Kreszenz roch wie ein ranziges Butterfass, hatte Brüste wie leere Futtersäcke und obendrein Angst, schwanger zu werden. Und so wehrte sie ihn ab und zog ihn wieder heran,

es ging hin und her wie immer mit den Weibern überall auf der Welt, hier wie dort ziehen und zerren sie und treiben ihr hinterlistiges Spiel, sagen komm, geh, komm, geh, wissen nicht, was sie wollen, wollen alles auf einmal und dann wieder nichts und die Mannsbilder lassen sich beuteln.

Geh, komm, lass uns heiraten, sagte die Veronika, und er wollte und wollte nicht, so hatte sie ihm den Kopf verdreht. Seine Eltern sagten, Wenn du die heiratest, brauchst du dich bei uns nicht mehr sehen lassen. Die vom Einödhof mag keiner, sagte der Bruder, die besuchen keinen und keiner geht zu ihnen. Die sind nie in der Wirtschaft, sagte der andere Bruder und in der Kirche schauen sie keinen an, gehen dahin mit erhobenem Kopf. Bei denen rumpelt es und spuckt es, sagte der kleine Bruder mit großen Augen, und der Vater sagte, spukt, heißt das, ja, bei denen spukt es, da geht es nicht sauber zu. Knickert sind sie, trotz ihres Geldes, sagte der Vater, da wirst du dich umschauen, und hochnäsig ist sie obendrein, die Veronika, die Matz. In die Haseln geht sie mit jedem und legt sich mit dem eigenen Vater ins Heu, sagte die Mutter. Da lief er hinaus, jetzt wollte er die Veronika umso mehr, jetzt gerade. Schön war sie und sang wie eine Lerche, und reich war sie, da brauchte er die Seinen nicht mehr und konnte fort auf immer. Doch er bekam Angst, die Veronika war ihm unheimlich, und ihr Vater, den er schon aus der Ferne fürchtete, erst recht. Ich weiß nicht, sagte er zur Veronika, ich will nicht heiraten. Mir gehört der Hof, sagte sie, andere Erben gibt es keine. Nein, sagte er, ich mag nicht. Doch, sagte sie, du hast mich angelangt und ich bin in der Hoffnung, jetzt muss es sein, packte ihn am Arm und zerrte ihn zu ihrem Vater, und der Bauer musterte ihn von oben bis unten wie der Scharfrichter den Todgeweihten, wenn er Maß nimmt und das Gewicht berechnet. Wenn du die Veronika heiratest, sollst es nicht bereuen, brummte der Bauer. Der Vater geht in den Austrag und du bekommst den halben Hof, flüsterte die Veronika

und zerrte ihn in die Stadt zum Notar, recht eilig hatte sie es. Allgemeine Gütergemeinschaft, sagte der Herr Notar Stanglgruber, unterschreiben Sie hier.

Du gehst nimmer heim, du bleibst gleich da, sagte die Veronika und er gehorchte. Erst die Hochzeit, dann das Ehebett, sagte sie. Du schlafst in der Mägdekammer bis zur Hochzeit, sagte sie und er gab sich drein. Es gehört sich nicht, dass ihr jetzt beieinander seid, sagte der Bauer und bewachte die Tochter, die sich bewachen ließ. Die Veronika verschwand stundenlang, er wusste nicht, wohin, und die zukünftige Schwiegermutter rang die Hände und stierte auf den Tisch.

Auf dem Hof, welcher nun der Veronika und ihm zur Hälfte gehörte, richtete der Bauer, der wahre Herr des Hofes, die Hochzeit aus, wollte keinen bitten noch bewirten und machte selbst den Trauzeugen. Es gab keinen Hochzeitslader und keine Kranzjungfrauen, man zog allein zur Kirche. Die Veronika stolzierte frohlockend daher, ihn wie einen Ochsen am Seil führend. Sie trug ein seidenes Gewand mit einem Spitzenschleier und war schön wie die Königin der Nacht, während er in seinem schäbigen Anzug daherkam wie der ausstaffierte Affe im Zirkus. Ihre Haare waren geflochten und zu einer Krone aufgesteckt, gehalten von silbernen Nadeln mit Kugeln daran. Ihre Brüste, blaugeädert, quollen aus dem Mieder, am Ausschnitt trug sie Rosen und um den Hals ein goldenes Kropfband mit Perlen und die Männer kriegten große Augen und die Weiber neidische Mienen. Ihre Augen waren unterm Himmel enzianblau und in der Kirche kornblumenschwarz und das Weiß darin schimmerte lichter als die Perlen an ihrem Hals und ihre Lippen glänzten wie Johannisbeeren. Er und die Veronika waren beinah gleich groß, doch sie überragte ihn auf ihren hohen Schuhen und daran, dass sie sein Weib war, konnte er nicht glauben. Vor dem Altar hörte er sie